

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 92 Bromberg, den 22. April 1933.

Der wunderliche Berg Höchst
und sein Anhang.

Roman von Alfred Huggenberger.

(Schluß.)

„Ja, ich will mir das merken", gibt er kleinlaut zurück, hängt aber dann gleich eine Frage an: „Wie geht es dir auch? Kommst du aus?"

Sie ziert sich nicht. „Man bringt sich so durch. Es kommt mir zu gut, daß ich nähen gelernt habe."

In ihrer bescheidenen Wohnung angekommen, will sie sich gleich in der Küche zu tun machen. „Bleib doch da", bittet er, „es wäre schade um die Zeit. Ich möchte dich so gern ein wenig ansehen."

„Ja — da hast du viel", erwidert sie klein und nüchtern, tut ihm aber doch den Gefallen, sich ihm gegenüber an den Tisch zu setzen. „Ich bin ja nicht viel mehr als eine alte Frau."

„Mir gefällst du so, wie du bist", sagt er aufrichtig. „Das Gernhaben muß doch durch die Augen gehen. Ja, wir wären freilich kein ganz junges Galli-Paar — — mir würde es aber gleichwohl passen. Was meinst du? . . ."

Es ist ihm nicht entgangen, daß sie bei seinen letzten Worten leicht zusammenfuhr. „Was sagst du für Sachen!" flüstert sie mit banger Sorge, indem sie an ihm vorbei nach der Wand hinübersieht. Auch in ihren Augen ist ein leiser Schreck aufgewacht. „Gelt, wir wollen nicht von so etwas reden."

„Wenn du es nicht willst, nie mehr!" beteuert er unbedenklich.

„Du darfst es mir aber nicht übelnehmen", bittet sie, gesenkten Kopfes leise in den Tisch hineinredend. „Ich habe zuviel durchgemacht. Es ist mir manchmal, es lebe nur noch ein Schatten von mir, ich selber sei gestorben. — Ich mag dich gewiß gut. Ja, ich mag dich gut."

„Dann bin ich schon zufrieden", bekennt er redlich und warm.

„Oh, du bist glücklich, du bist fast ein Kind geblieben." Sie spricht wieder in schwerem Nachdenken vor sich hin, halbwegs von ihm abgewendet. „Aber was hat das Leben mit mir gemacht? Ich meine oft, ich habe keine Seele mehr. In den ewig langen Jahren bis der Bub kam, wäre mir das Sterben keine Buß' gewesen. Hundertmal setzte er mir die Frist an, da er sich von mir scheiden lassen müsse. Er sagte davon, während ich wie in einem Schraubstock in seinen Armen lag. — Nachher das Unglück! Ich war ja schuld, wer sonst? . . . Oh, die letzten Jahre hier im Jammer, wo wir um alles kamen, sein elendes Zugrundegehen — — es war nichts gegen das Frühere. Ich war da schon abgestorben."

Er kann die erschütternde Kunde nur nach und nach ganz verstehen. „Ich schäme mich wegen dem, was ich vorhin zu dir sagte", preßt er nach einer Weile mühsam heraus.

„Das mußt du nicht!" wehrt sie schnell ab. „Du hast ja das andere nicht wissen können. Kein Mensch weiß darum. Ich freue mich so sehr über deinen guten Willen, ich möchte dich gern hin und wieder einmal sehen, und auch wie du schaffst. Wenn ich die Schwester in Guldiswil besuche, so komme ich nach der Glinze hinauf, da wird niemand etwas dagegen haben."

„Wenn es nur recht bald wäre!"

Felix hat zögernd den verschlossenen Briefumschlag, den er auf den morgigen Besuch bereit gemacht, aus der Tasche genestelt und legt ihn vor sich hin auf den Tisch. „Ich möchte dir gern ein wenig helfen. Mir geht es ja jetzt recht, und was ich einmal hinterlasse, das gehört eineweg niemand anderem als dir. Das ist schon lange bei mir ausgemacht."

Die stille, bleiche Frau sieht ihn erst wie abwesend an, doch muß sie den Blick sogleich niederschlagen. „Du bist gut. Aber ich kann es nicht annehmen."

„Warum nicht?"

Seine etwas hölzerne, fast nach Beleidigung tönende Frage reut ihn. Er sieht mit einem scheuen Blick, daß ihre Augen voll Tränen sind. Da steht er auf und tritt hinter ihren Stuhl. Er legt ihr eine Hand auf die Schulter und fährt mit der andern liebkosend über ihr vom ersten Schnee getroffenes Scheitelhaar. Er wischt ihr behutsam die Tränen von den Wangen.

Dann setzt er sich wieder an seinen Platz. „Bist du jetzt böse? . . ."

Keine Antwort. Erst nach einer Weile blickt sie fragend nach ihm hin, ein nicht ganz zum Leben erwachtes Lächeln ist auf ihren Lippen. „Weißt du, was ich vorhin geglaubt habe?"

„Nein."

„Ich habe geglaubt, du werdest mir einen Kuß geben. Dafür, daß du so lieb gewesen bist, bekommst du jetzt einen von mir."

Es ist ein scheuer, leiser Frauenkuß, den das Knechtlein Felix auf seiner Stirne fühlt. Aber er nimmt ihn wie eine Gnade hin. —

Herbst im Paradies

Der Herbst kann den Berg schon rauh und lieblos anfahren. Er kann Lehnen und Wald mit Reif und Frühschnee erschrecken, wenn noch kaum die ersten gelben Blätter von Buche und Ahorn gefallen sind. Aber er wird nie vergessen, mitten in Wehmut und Winterahnen hinein eine Reihe goldener Tage zu stellen, Tage, die einzig sind in ihrer hohen Festlichkeit, in ihrem klaren, tiefen Stillesein. Der rechte Bergler lebt diese gottgeschenkte Zeit mit Dank und Andacht. Sein Schaffen und sein Sonntag, sie sind gleichsam eingetaucht in Sonnenhauch und Wäldergold. —

Hannes Fryner hat mit seiner Frau Eva einen Kirchgang gemacht; sie lassen sich auf dem Heimweg gemächlich Zeit. Das Steigbänklein, vom breitausladenden Buchengeäste als einem goldenen Dach überhangen, ladet zu kurzer Rast ein. Sie kommen kaum je an dieser Bank vorüber, ohne ihrer jungen Zeit und ihres schönen Zusammenfindens zu gedenken.

„Oh — ich freue mich so auf die Wintersonne!" sagt Eva frohgemut. „Ich habe dir nie ganz bekennen dürfen, wie schwer mir die lange Schattenzeit manchmal das Herz bedrückte."

„Ich will es dir auch nicht verhehlen, daß ich in den ersten Strubeggwochen nur dir und den Kindern zulieb aufeinander zu bleiben vermochte", gibt Hannes nach einer Weile zu. „Wenn einen das Land so gar nicht erkennen will, das Haus und die Bäume! Es war mir immer, als sagten die vergrasten Äckerlein und die magern Grundwiesen zu mir: „Was willst du von uns? Willst du uns noch ganz verderben? — Jetzt wissen wir aber schon etwas voneinander. Beim Werken und Planieren, wenn ich mich so recht in Eifer schaffen muß, kann es einesmals über mich kommen, es könnte jetzt am hellen Tag ein Stern neben mir herabgefallen sein. Wart nur, wenn ich gesund bleibe, will ich die zwei Heimen mit Weg und Sträßlein zusammentun und aneinanderschweißen, daß sich das Paradies den schönen Namen gefallen lassen darf."

Nun sind die beiden Kirchgänger nach einer kurzen Einkehr in der Bergstube bei Felixens Villa auf der Glinze angelangt. Der Mehlhun ist eben damit beschäftigt, den Türrahmen mit Efeuranken zu bekleiden. „Ich bekomme Besuch!" verrät er geheimnisvoll. „Sie hat es mir auf heute fest versprochen. Ich darf sie in Guldiswil abholen. Das wird ein anderer Tag sein!"

„Kommt dann aber auch auf eine Stunde zu uns herauf", ladet ihn Fryner leutselig ein. „Wir wollen zusammen ein Glas auf deine Liebschaft trinken."

Sie schreiten über die sanft ansteigende Wiesenlehne nach dem stattlichen Strubegghause hinauf. „Das Essen ist bereit!" ruft Bethli schon von weitem aus dem Fenster. Der Knabe Hans hat mitten auf dem Hofplatz eine Burg erbaut aus David Leus Glitzersteinen, die man ihm leider nicht in den Totenbaum mitgegeben hat.

Eva darf noch eine kleine Überraschung erleben. Auf Fryners Geheiß hat Felix während des Kirchganges auf dem Sturzbalken über der Haustüre in hübschen Schnörkelbuchstaben die Worte eingekerbt: Im Paradies.

Sie stutzt und lächelt. „Das ist schön. Jetzt ist es kein Spottwort mehr, wenn wir es selber für wahr nehmen."

„Die rechte Eva ist mit Sünde aus dem Paradies gegangen, du aber nicht", sagt Fryner einfach. „Darum hast du wieder heimkehren dürfen."

*

Der schöne Herbstsonntag sagt den Menschen auf Trift und Boden wieder einmal, wenn sie es noch nicht wissen, daß der Berg eine liebe Heimat ist. Es muß Gold in ihm verborgen sein; wer das nicht glaubt, der mag es getrost bleiben lassen. Es ist nicht das rote Gold, das die Menschen zu Sklaven macht, es ist nicht das Gold, das der Venediger Lugobardi suchte. Das Gold ist die süße Liebe, die unwandelbare Treue eines scheuen Bergkindes. Das Gold ist der klare Sommerabend, der den Bergler hoch und beherzt über die Welt der Niederung hinausblicken läßt, das Gold ist die vom späten Frühling doppelt geschmückte Blumenwiese, das Abendglühen in den Fenstern eines einsamen Bauernheimes. Das Gold ist die große Ruhe, das allerköstlichste Wunder der Bergeinsamkeit.

— Ende —

Gold aus Meerschaum.

Von Frank H. Windheim.

Gewiß ist es vor allem die Arbeitsbiene, auf deren Schaffen sich die Wohlfahrt des Staates gründet. Und doch blickt man nicht nur mit einem nassen, sondern auch mit einem heiteren Auge auf die Drohnen, die aus der allzu großen Dummheit ihrer Mitmenschen Blütenhonig zu saugen verstehen. So erregte es vor nicht langer Zeit im kühlen Albion allgemeine Heiterkeit, als ein Unternehmer Aktien anbot für den Plan zur „Schaffung einer Gesellschaft, die große Gewinne abwirft, obwohl noch niemand weiß, was es eigentlich ist". Man kann wirklich sagen, daß diese Ankündigung jeglicher Phantasie einen denkbar weiten Spielraum läßt. Ist es zu verstehen, daß jemand auf eine solch unsichere Karte setzt? Eigentlich nicht. Und doch sind damals nicht weniger als 40 000 Mark gezeichnet worden. Natürlich verschwand diese gewiß recht stattliche Summe alsbald spurlos von der Bildfläche. Und noch größer soll der Erfolg einer Aktiengesellschaft gewesen sein, die aus Meerschaum Gold zu gewinnen versprach. Eine dritte Firma getraute sich gar, aus Gurken Wärme zu erzeugen. Man müsse die grünen Früchte zwar in versiegelten Flaschen aufbewahren. Dann brauche man sie bei kalter Witterung nur zu öffnen, und sofort sei die Stube warm. In die Weltgeschichte eingegangen ist der „Ruhm" jener Gesellschaften, die im Jahre 1897 beim diamantenen Regierungsjubiläum der Königin Viktoria Sitze für den Festzug für schweres Geld anboten. Natürlich waren diese Plätze in Wirklichkeit überhaupt nicht vorhanden.

Aber in unseren Tagen ist man doch noch weit erfinderischer als zu der Zeit, da der Großvater die Großmutter nahm. Ben Akiba würde staunend das graue Haupt schütteln, wenn er von dem seltsamen Schicksal der Banco Romana Kunde erhalten könnte. Sie war zwar nur ein Provinzunternehmen, diese im rumänischen Braila seßhafte Bank. Aber sie erfreute sich doch eines gewissen Ansehens, und schließlich ist ja Braila die Getreidemetropole Rumäniens. Daß diese Bank unter der Geldknappheit litt, war nicht weiter verwunderlich, aber doch recht unangenehm für einen Schuldner, der mit zehn Millionen Lei in der Kreide stand und nun höflich, aber bestimmt zur Abdeckung dieses Saldos aufgefordert wurde. Dieser Mann wußte sich jedoch zu helfen. Er sagte sich mit Recht, daß sein Schicksal besiegelt sein würde, wenn die Bank einen Zwangsvergleich anstrebte. Dann mußte er sofort zahlen. Um dies zu verhindern, beauftragte er in aller Heimlichkeit einen Makler, die Aktien des Unternehmens aufzukaufen. Und es glückte ihm tatsächlich, die Mehrheit zu erwerben. Sie kostete nur 200 000 Lei, also etwa 5000 Mark, während seine Schuld mehr als das Fünfzigfache betrug. Die Inhaber der Papiere waren froh, als sie die unglückseligen Dinger, die immer wertloser wurden, überhaupt loswurden. Und der Inhaber der Aktienmehrheit zögerte denn auch nicht, die neu errungene Macht auszunutzen. Er setzte den Verwaltungsrat und die Angestellten auf die Straße. Die beiden Grundstücke behielt er natürlich. Sie besaßen ja immerhin einen Wert von einer halben Million Mark. Und seine Schulden war er los. Nur die Einleger der Bank konnten sich nicht mit dem famosen Geschäft des beweglichen Mannes befreunden. Und sie haben es denn auch durchgesetzt, daß diese unheimliche Rührigkeit hinter schwedischen Gittern eine weitgehende Beschränkung erfuhr.

Kennen Sie Pfändungsmöbel? Diesen neuen Trick hat ein Möbelfabrikant ausgeheckt. Er stellt höchst gebrechliche Ware her, die der Käufer zu einem entsprechend billigen und außerdem noch gestundeten Preise erhält. Wenn der Gerichtsvollzieher diese anscheinend so wertvolle Neuanschaffung bei dem zahlungsunfähigen Schuldner sieht, wird er nichts Eiligeres zu tun haben, als die Stücke zu beschlagnahmen und verladen zu lassen. Es bedarf nur eines sanften Ruckes während der Abfahrt, um diese gebrechlichen Möbel zu zerstören. Dann erscheint der Fabrikant mit seinem Anspruch auf Schadenersatz, da die noch nicht bezahlte Ware ja sein Eigentum blieb. Nun bekommt er sein Geld, aber nicht von dem Käufer, sondern von dem Auftraggeber des Gerichtsvollziehers. Der gepfändete Schuldner erhält bisweilen noch eine Provision für die wohlgelungene Schiebung.

Recht ergötzlich ist der Trick, bei dem eigenen Begräbnis Spenden zu sammeln. Diese seltsame Art, zu Geld zu kommen, hat ein Wiener erdacht, der zwar wegen seiner Spitzbübereien bereits einige Male zu empfindlichen Freiheitsstrafen verurteilt wurde, aber doch stets vor dem Kerker bewahrt blieb, weil der Gauner dank seiner Rückenmarksschwindsucht immer wieder von den Ärzten für haftunfähig erklärt wird. Der letzte Streich dieses Biedermannes erregte kürzlich in der Kaiserstadt an der Donau allgemeine Heiterkeit. Da hatte der Gauner Selbstmord fingiert, und zwar durch Briefe. Und nun gab er sich für den Freund des so kläglich aus dem Leben Geschiedenen aus, der nicht einmal Geld genug hinterlassen habe, um anständig unter die Erde zu kommen. Gutherzige Leute gaben ihr Scherflein, um das Begräbnis zu ermöglichen. Natürlich hat es dieser durchaus zeitgemäß eingestellte Spitzbube auch mit der hohen Politik versucht. Er berichtete dem österreichischen Bundespräsidenten von einer ungarischen Verschwörung gegen sein Vaterland und war recht gekränkt, als man sich weigerte, ihn für diese patriotische Tat zu belohnen. Immerhin ließ man ihn damals unbehelligt laufen, weil man ihn

nicht ernst genommen hatte. Aber daß er bei seinem eigenen Begräbnis zu betteln wagte, muß er nun sieben Monate im Kerker büßen.

Strauchritter der Lüfte.

Jagdskizze von Valentin Determeyer-Hameln.

Die Buchenwälder haben sich mit hellem Grün geschmückt, die Wiesen färben sich bunt. Schillernde Libellen und leuchtende Schwebefliegen gleiten schaukelnden Fluges über die Fischteiche, wo muntere Forellen nach tanzenden Mücken springen. Selbst der träge Karpfen ist rege geworden und läßt seinen breiten Rücken von den wärmenden Strahlen der Sonne bescheinen. Matz, der Star, sitzt vor seiner Villa im Kirschbaum und singt flügelschlagend der brütenden Starin die schönsten Weisen vor. Von der Spitze der hohen Fichte ertönt die melodische Flötenstrophe der Drossel, lustig schmettert der Fink, und aus dem Erlenbruch klingt der süße Schlag der Nachtigall.

Doch da — „Kinder, lauft schnell! Die Küken ...“ ruft plötzlich die Mutter. Aber schon ist es zu spät: Mitten unter den munteren Schwarm, den die alte, besorgte Henne auf der Wiese in die Geheimnisse des Würmersuchens, des Fliegen- und Mückenhaschens einweihte, stürzt ein großer Raubvogel; und mit einem Küchlein in den Dolchfängen streicht Schwarzschwinge, die Gabelweihe, auch roter Milan genannt, davon.

Anfang April war sie, nachdem sie den Winter über in den südlichen Steppen den Ziesel und die Springmaus gejagt, in die Heimat zurückgekehrt, während Keilschwanz, das Männchen, schon einige Tage früher angekommen war. Hoch über den Bergwäldern tanzt das Pärchen seinen Hochzeitsreigen, bald über-, bald nebeneinander schwebend, bald sich in jähem Sturzflug unter gellendem Gekecker in die Tiefe stürzend, um gleich darauf wieder steil aufzusteigen. Hell schimmert die rostrote, gebänderte Unterseite der beiden Strauchritter, Hals und Rücken sind dunkler, während die Spitzen der Schwingen sowie die Randfedern des gegabelten Stoßes tiefschwarz sind.

Die Suche nach einem passenden Brutplatz macht den Vögeln nicht viel Sorge. Hier der Horst auf der alten Samenbuche ist geeignet; zwar hat ihn der Bussard gebaut, jedoch nach hartnäckigem Kampfe muß er den Milanen weichen. Schnell wird das Nest in Stand gesetzt, mit Lumpen und Papierfetzen ausgepolstert, und bald sitzt das Weibchen brütend auf drei rötlich getupften Eiern. Nach sechsundzwanzig Tagen entschlüpfen drei sonderbar aussehende, kleine weiße, wollige Wesen, die einen ausgezeichneten Appetit mit auf die Welt gebracht haben und ständig nach Atzung gieren. Die Alten haben jetzt Mühe und Sorge, die Schlinghälse satt zu bekommen. Hier wird ein Mäuschen erwischt, wie blitzschnell es auch über den Rain huscht. Dort stößt gerade der Maulwurf auf, wo Keilschwanz auf den Grenzstein aufgeblockt lauert; und ehe der blinde Höhlenbewohner sich versieht, haben ihn scharfe Krallen seinem dunklen Bereich entrissen. Auch der alte Hamster mußte trotz Schnarchens und Beißens daran glauben.

Beutelüstern äugt Schwarzschwinge dem Taubenschwarm nach, aber sie weiß, daß es keinen Zweck hat und daß ihre Flugtüchtigkeit nicht ausreicht, dieses flüchtige Wild zu erjagen. Doch da löst sich von der Randbuche ein blaugrauer Schatten. Wie der Sturmwind braust Blitz, der Wanderfalke, heran, „Kiak, kiak“ gellt sein Jagdruf, und in jähem Sturzfluge fährt er nieder. Federn stieben, mit der geschlagenen Taube in den Griffen senkt sich der kühne Räuber zu Boden, um hier in aller Ruhe sein Opfer zu kröpfen. Da rauscht es über ihm, vor ihm fußt die Weihe und sucht gierend und flügelschlagend ihm die Beute streitig zu machen. Der König der Luft ist zu stolz, sich mit dem Bettelpack herumzubalgen. Großmütig überläßt er dem Schmarotzer seinen Raub, streicht niedrig über dem Boden ab, wirft sich mit jähem Ruck über die Hecke, so daß der Häher, der eben in Nachbars Garten die Kirschen untersuchte, nur noch ein Angstgeplärr ausstoßen kann, um schon Blitzens scharfe Krallen in den Weichen zu fühlen. Schwarzschwinge schleppt indessen die erbeutete Taube zum nahen Horst.

Die jungen Weihen verlieren bald das weiße Dunenkleid, bekommen Federn, hocken ewig hungrig auf dem Nestrand oder wagen sich schon auf die nächsten Äste, wo sie ihre ersten Flugbewegungen ausführen. Doch nicht lange mehr, da schweben sie, mit dem gegabelten Stoß steuernd, fast ebenso sicher dahin wie die Alten, und bald verstehen sie es auch, die huschende Maus zu schlagen, die Eidechse sowie die Blindschleiche zu erhaschen und den schlüpfrigen Frosch zu packen. Ende September ziehen die Weihen nach wärmeren Gegenden, bis im nächsten Frühjahr wieder der Hochzeitsreigen über den hohen Buchen getanzt wird. In Deutschland kommen ferner die Korn- und Wiesenweihe vor. Bei beiden sind die Männchen fast weiß mit blaugrau gefärbten Rücken, während die Weibchen oben eine hellbraune, unten eine grauweiße Farbe zeigen. Erstere brütet in Getreidefeldern, letztere im Forst großer Heiden. Korn- und Wiesenweihe sind mehr nützlich als schädlich, da ihre Beute meist aus Insekten und kleinen Sängern besteht, wenn ihnen auch mal junge Vögel zum Opfer fallen.

Die schwarzbraun gefärbte Rohrweihe, mit hellgelbem Kopf und Brustfleck, ist ein gefährlicher Räuber, vor dem von der Maus bis zum Junghasen, vom Laubfrosch bis zum zweipfündigen Karpfen nichts sicher ist. Sie brütet im dichten Schilf an Seen und Sümpfen. Anders als ihre Artgenossen steht sie nicht unter Naturschutz.

Das Leben.

Skizze von Albert Trentini.

Auf einem Wieschen zwischen dem Blumengarten und dem Walde, genau der Freitreppe des Schlosses gegenüber, saß ein Handwerksbursch. Er war, auf der Walze von Nürnberg nach Wien, nach vierzehnstündigem Marsche gestern spät abends hier gelandet, hatte auf der Wiese übernachtet und schaute nun fröstelnd verschlafen zu, wie Schloß und Park langsam aus dem Traum in den Morgen erwachten.

Die Gärtner zogen die Wege mit den Rechen ab, jäteten vor der Freitreppe Gras aus dem Kies und brachen zuletzt Georginen, Astern, Dahlien und Rosen in große Körbe. Endlich stiegen sie mit den Körben die Treppe empor und verschwanden im Portal, dessen Flügel von innen geöffnet wurden.

Dafür tat sich nun die Remise auf, die an der rechten Halde des Gartens stand, — und im selben Augenblick, in dem ungeduldig drei Autos heraus surrten, traf der erste Sonnenstrahl den linken Schloßturm. Kaum aber hatten die Chauffeure begonnen, an den Wagen, die leidenschaftlich funkelten, zu putzen und zu richten, als aus dem Park, wo die Ställe sein mußten, sieben Pferde unter blitzungen Stallknechten in den Weg vor dem Schlosse hereinsprengten, ebenso plötzlich drei Autos ihnen entgegen, Wirrwarr, Durcheinander ...

Und die Sonne ist da! Und wie auf ein Zeichen springen die Flügel des Portals auf. Rasch, umjauchzt von einem Rudel prächtiger Terriers, fliegt ein Mädchen heraus auf die Terrasse. Weiß. Lachen, das mit einem einzigen Zähneblitzen den ganzen Morgen eintrinkt. Ohne vorwärts zu kommen, muß sie mit den Hunden spielen, — will sie in den Garten? soll sie in den Wald? — Fenster werden über diesem reizenden Zögern aufgeschlagen, jähe Grüße herab und hinauf, — und nun währt es keine fünf Minuten mehr, und das ganze Schloß ist auf der Terrasse. Männer in langen Anzügen, in roten Jagdfracks, in weißen Hosen, ein alter Herr in Breeches, einen Panama auf dem Kopf, Völker von Kindern, ein Schwarm junger Mädchen auf Bachstelzenfüßchen, blonde, schwarze, goldrote Frauen, zwei, drei silberhaarige Damen, die verlegenen Bonnen, ein Geistlicher, — und endlich, mit Jubel und Ehrfurcht begrüßt eine strahlend hohe und unbegreiflich schöne Frau. Alles umringt sie, der höchstgewachsene und vornehmste der Männer küßt ihr die Hand, wie sie über die engelhaft aufblickenden Kinder sich neigt, — da wächst ein meeralter Lakai aus dem Portal, steht kerzengerade still und senkt den Scheitel. Und, wie der Wind, die ganze Herrlichkeit zurück ins Schloß!

„Jetzt frühstücken sie!“ dachte der Handwerksbursch auf dem Wieschen. Und da er die Pferde waldhin traben und die Autos in den Park hineinschleichen sah, benutzte er den günstigen Augenblick, um von der Wiese, die tropfnaß und noch im Schatten war, herunterzukommen in die Sonne. Schritt für Schritt tat er mit seinen zerschundenen Füßen auf seinen zerfetzten Schuhen, und erst als er immer wieder

entdeckte, daß rundum wirklich kein Auge mehr war, das ihn sehen könnte, lief er die letzten paar Meter beherzt, und setzte sich nun der Treppe gegenüber auf den Randstein eines Rosenbeetes. „Ja, ja, jetzt frühstücken sie!" dachte er noch einmal. Und starrte heiß neugierig auf die fünf hohen Fenster, aus denen undeutliches Lachen und Reden herausscholl. Und stellte sich dies Frühstücken vor. Aber falsch. Er stellte sich vor, sie säßen nun alle um einen großen Tisch, auf dem gewaltige Töpfe mit Kaffee, riesige Tablette mit Blitzkuchen und Mohnkipfeln, Näpfe mit Milch und Berge von Zucker stünden. Und während er sich in diese Vorstellung immer tiefer vergrub, aß er und trank er mit denen da drinnen in einer so hungrigen und durstigen Versunkenheit, daß er unmöglich erraten konnte, wie die da drinnen ein bißchen Tee oder Schokolade aus den entzückenden Tassen schlürften, ein Stückchen gebratenen Fisch und eine Schnitte Filet aßen und zuletzt von den feenhaften Früchteschüsseln herabnahmen. Und daß er noch mitten im Schwelgen war, als irgendwo eine Fanfare erklang und die ganze Gesellschaft auf die Terrasse zurückschoß.

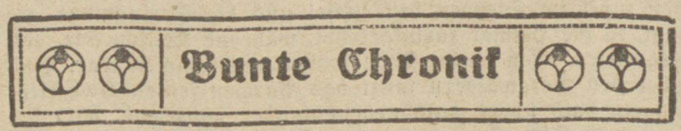
Feuerrot sprang er auf. Aber gleich wieder ließ er sich nieder: nun gab's kein Entrinnen mehr! Aber ängstlich immer schmäler und kleiner machte er sich, ja geradezu einschrumpfen ließ er den elenden Körper, während Gestalt auf Gestalt aus dem Wirbel von Licht, Leben, Liebe und Lachen immer näher an ihn herabkam. Die Kinder stolperten fast über seine Füße. Zwei junge Mädchen sahen ihm, kein Zweifel, mitten in sein erschrecktes Gesicht. Ein bildschöner Mann, den alle Frauenaugen umflirrten, starrte ihn so verdächtig an, als ob er den Gendarmen holen wollte. Der Geistliche, eine Armlänge von ihm entfernt, sprach einige unheimliche französische Worte. Eine blasse, schwarzhaarige Frau mit riesigen Smaragdtropfen an den Ohren reckte ihre Hand gegen ihn aus, — „nein!" blitzte es, als er sich ertappt sah, in seinem Herzen auf, „jetzt bist du eben einmal da und bleibst da!" Und es wurde ihm, was er bisher furchtsam gehofft hatte, zur vollen Gewißheit: „„Als ob ich eine Tarnkappe trüge, sieht mich keiner von allen!" Und machte es diese Gewißheit, daß er sich nun, während soeben auf der einen Seite die Pferde wieder heransprengten, auf der anderen die drei Autos vorfuhren und in der Mitte die Hunde gekoppelt wurden, die Gesellschaft sich aber sogleich fieberhaft an diese Autos und Pferde und Hunde heranmachte, nur noch dem Verlangen hingab: zu schauen und zu hören. Hier läuteten pompöse Glocken in rollenden Seen von Grün und von Sonne, hauchten Blätter, Gräser und Gladiolen in das unerhört süße Lachen unerhört schöner Antlitze, flatterten Fahnen von Silbergrau, Opalbraun und Goldmatt in Kaskaden von blendenden Worten, girrte ein Mund von achtzehn Jahren betörend um die rassige Bronzestirn eines Mannes, bewegten sich blühende Arme, schmalste Hände, rosige Kinderpatschhändchen nach Rappenhälsen, resedafarbenen Polstern und elfenbeinweißen Riemen, — und wenn der höchstgewachsene Mann, der nichts war als Grau und ein Säumchen Weiß und Schwarzlackleder, aus dem bunten Gemenge trat, dann prallte das Kardinalrot der Weste eines Lakaien in die Lücke und schaukelten die papageigrünen Zweige der Akazien, und hob ein Tumult an aus Kiesgeknirsche, Surren der Motoren, Stampfen und Wiehern der Rosse, Drängen und Lachen der Menschen, — und befahl eine himmlische Stimme: „Los!"

Einen Augenblick später war alles verändert. Unter allgemeinem ausgelassenen Gewinke galoppierten die Reiter und Reiterinnen davon, bellend die Hunde ihnen nach, sausten die Autos an ihnen vorbei, voraus, rannten die Kinder mit Rackets und Reifen in den Park hinaus, und bot der höchstgewachsene Mann, der zurückgeblieben war, der strahlenden Frau den Arm. Der alte Herr in Breeches, der einen Panama auf dem Kopf trug, und die drei silberhaarigen Damen folgten dem Paar, das im Portal verschwand.

„Aus!" sagte der Handwerksbursch laut vor sich hin. Und er hatte es kaum gesagt, als er wie vom Stein geschleudert emporschoß: eines der Autos, vier Menschen saßen darin, war offenbar umgekehrt, denn es hielt knapp vor ihm. Und ehe er nur den einfachsten Gedanken denken konnte, flog die Tür des Wagens auf, und sprang jenes Mädchen heraus, das vor einer Stunde mit den Hunden auf der Terrasse erschienen war. „Nur keine Angst!" lachte es, fing seine Hand ein und zwang ihr einen Brief in die Finger. Und schaute ihm nun mit aller Gewalt ihres Blickes mitten hinein in seine blöde verblüfften Augen, und — drehte schon wieder um und stieg ein. „Go on!" rief es dem Chauffeur zu.

Lange hernach torkelte der Handwerksbursch vom Platze, wie ein Betrunkener. Als er auf das Wieschen zurückgekommen war, fiel er steif in das Gras nieder. Die längste Weile lag er so, unbeweglich. Plötzlich aber fiel ihm etwas ein. Er richtete sich auf, zog sich mit vieler Mühe die Schuhe aus und versuchte, die völlig zerlumpten Lappen neu um die Füße zu wickeln. Als dies trotz vieler Versuche nicht gelang, warf er die Lappen fort und zog die Schuhe über die bloßen Füße. Und wieder lag er die längste Weile unbeweglich im Grase. Weiß Gott, was ihn endlich sich erinnern ließ: Sie hat mir ja einen Brief gegeben! Da war er. Aber — er öffnete ihn nicht. Im Gegenteil! Mit einer sonderbar plötzlichen Hast packte er sich zusammen und ging davon. Gegen Mittag kam er auf der Heidewiese an. Erst jetzt öffnete er den Brief. Dabei, merkwürdigerweise, weinte er zum Steinerbarmen. Als ihm zuerst eine große Banknote in die Finger fiel, weinte er noch mehr und wollte nicht mehr lesen. Erst als es vier Uhr am Nachmittag geworden war, wollte er endlich doch lesen. In dem Briefe stand: „Das ist mein Taschengeld. Kauf dir Zigaretten davon. Und —: ärgere dich nicht über uns! Es sieht nur so aus, als ob es schön wäre. Aber es ist gar nicht schön! Mariza."

Der Handwerksbursch blickte scheu in den Himmel hinauf. Die Tränen rannen ihm wie einem Buben über die Wangen herab. Dennoch lächelte er jetzt; auch wie ein Bub.



Auf der Suche nach dem Herzen Mirabeaus.

Die französische Gesellschaft für Geschichte und Archäologie ist seit einiger Zeit auf der Suche nach dem Herzen Mirabeaus. Man hat aus alten Dokumenten festgestellt, daß die Eltern Mirabeaus zuerst im Schloß Marais beigesetzt waren, daß man aber die Leichname später exhumiert und in der alten Kirche beigesetzt hat. Aber auch dort sollten sie noch nicht ihre letzte Ruhe finden. Nach einigen Jahren wurden sie nach der neuen Parochialkirche in Argenteuil gebracht. Das Herz Mirabeaus soll in einem kleinen Bronzekästchen in unmittelbarer Nähe der Leichname seiner Eltern beigesetzt worden sein. Bei den Ausgrabungsarbeiten, die unter der Leitung sachverständiger Forscher vorgenommen wurden, stieß man auf zwei Bleisärge, die mit allen Vorsichtsmaßregeln geöffnet wurden. Unter den Gebeinen in den Särgen fand man aber keine Spur von der Urne mit dem Herzen des großen Staatsmannes. Es ist möglich, daß das Herz bei den wiederholten Ausgrabungen und Transporten verloren gegangen ist, wahrscheinlich ist es auf dem Begräbnisplatz der alten Kirche geblieben. Die Gesellschaft setzt die Suche nach der Reliquie fort.



Aus einem Kolportage-Roman.



. . . als Emil eintrat, stand seine Geliebte vor dem geöffneten Arzneischrank.

„Was nimmst du dir da?" fragte Emil.

„Das Leben!" hauchte sie noch — und sank entseelt in seine Arme.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.